

Basel Stadt Land Region

«Nektarinen für meine Kinder? Liegt nicht mehr drin»

Vieles wird teurer Alle reden von Inflation. Wir haben eine Mutter am Existenzminimum beim Einkaufen begleitet – und erfahren, wann Armut besonders weh tut.



«Frischware ist so teuer geworden» – und fehlt deshalb immer häufiger bei Emma und ihrer Familie in der Einkaufstasche. Foto: Lucia Hunziker

Nina Jecker

Emma wartet vor dem Eingang eines Allschwilers Supermarkts. Grosse, braune Augen in einem strahlenden Gesicht, ein schulterlanger Pferdeschwanz, breites Lächeln. «Hallo, haben wir abgemacht?» Die 33-Jährige hat zugestimmt, sich bei einem Einkauf begleiten zu lassen, der Kontakt ist über die Winterhilfe Basel zustande gekommen, die Menschen in finanzieller Not mit Sachleistungen oder Geldbeträgen unterstützt. Die vierfache Mutter ist bereit, zu zeigen, wie sie immer genauer rechnen muss, damit alle satt werden. Und sie will erzählen, wie sie in eine Lage kommen konnte, in der das Geld nicht mal mehr für einen Kindergeburtstag reicht. Der Text ist anonymisiert, um die vier Kinder vor Stigmatisierung zu schützen.

Emma greift nach einem Einkaufskorb, einen Wagen braucht sie nicht. Grosse Wocheneinkäufe macht sie keine mehr. Zu viele Lebensmittel sind verdorben, das kann sie sich nicht leisten. Mittlerweile kauft sie jeden zweiten Tag genau die Dinge ein, die sie für die nächsten Mahlzeiten braucht. Sie greift nach einem Salat, etwas Gesundes muss sein, auch wenn in den letzten Monaten immer weniger davon im Korb Platz findet. «Frischware ist so teuer geworden, schauen Sie sich doch einmal diese Preise an.» Zu den Spaghetti gibt es bei der Familie meist Fertigsauce vom Billiganbieter, statt Fleisch kocht sie Linsen, Margarine ersetzt die Butter. Auch beim Obst greift sie nicht zu. Kistenweise Aprikosen liegen da, Äpfel, Bee-

ren, Pfirsiche. «Meine Kinder lieben Nektarinen, aber die sind mittlerweile so teuer, das liegt grad nicht drin.»

Emma hat vier Kinder, das erste bekam sie mit 18 Jahren, ungeplant. Nach der Geburt wollte sie ihre Lehre zur Fachperson Gesundheit fortsetzen, aber die Mutter und ihr Partner waren dagegen. Ein Mami solle beim Kind sein. Stattdessen wuchs die Familie um zwei weitere Kinder. «Finanziell ging es uns gut, mein damaliger Mann verdiente genug als Handwerker, und wir konnten uns erlauben, nur ein Einkommen zu haben», sagt sie. «Sogar in die Ferien sind wir gefahren.» Für sie der Inbegriff von Luxus.

Nach dem Zusammenbruch die grosse Liebe

An diesem Tag wartet schon beim Brot die nächste Hürde. Sie würde gern einen der knusprigen, frischen Laibe einpacken. Doch sie greift zum Abgepackten. «Ist billiger und hält länger.» Von den günstigen, kleinen Brötchen im Plastiksack nimmt sie gleich zwei Tüten mit, dazu ein Päck-

«Die Leute vergessen, dass ich ja nicht immer arm war. Wir konnten uns das damals leisten.»

Emma

chen Lyoner aus der Billiglinie. Am Wochenende will die sechsköpfige Familie wandern gehen, ein Besuch im Ausflugsrestaurant wäre zu teuer.

Selber schuld. Wieso hat man auch so viele Kinder, wenn man sie sich nicht leisten kann? Emma kennt diese Reaktion, und sie will auch nicht über ihre Situation jammern, das ist ihr wichtig. «Doch die Leute vergessen, dass ich ja nicht immer arm war. Wir konnten uns das damals leisten.» Irgendwann ging es ihr jedoch nicht mehr gut als Hausfrau. Sie litt an Depressionen und massivem Übergewicht. Bei 130 Kilogramm begann sie zu trainieren und stellte die Ernährung um. Es folgte die Scheidung von ihrem Mann. Zu diesem Zeitpunkt hätte ihr der Weg offenstanden, doch noch eine Ausbildung anzufangen – eigentlich. «Aber es ist gar nicht so einfach, als Alleinerziehende mit drei Kindern eine Lehrstelle zu finden.»

In dieser Zeit lernte Emma ihren heutigen Mann kennen. Die grosse Liebe sei es. «Ein lustiger Zufall», sagt sie über das Zusammentreffen. Er, der Velomechaniker, war gerade in der Werkstatt, über der sie eine neue Wohnung bezog. «Ich wollte fragen, ob ich den Lieferwagen vor dem Haus stehen lassen kann – und war verliebt.» Emma lächelt.

Das neue Paar wünschte sich noch ein gemeinsames Kind, und sie gebar ihre vierte Tochter. Gleich darauf wollte sie sich nicht mehr bremsen lassen und bekam nach zahlreichen Bewerbungen eine Lehrstelle im Bethesda-Spital. Vor einem halben Jahr schloss sie die Ausbildung zur medizinischen Trainee-

rin mit Auszeichnung ab, und in wenigen Wochen kann sie in den Beruf einsteigen.

Bereut sie die Entscheidungen aus der Vergangenheit? «Dann würde ich ja irgendwie meine Kinder bereuen. Und das habe ich noch keinen einzigen Tag.» Dass diese einen anderen Weg einschlagen, ist ihr aber wichtig. «Gute Noten und eine gute Ausbildung, ohne geht es nicht.»

Teil der wachsenden Working Poor

Ein Dreierpack Spülmittel landet im orangen Korb. Multipacks sind günstiger. Emma kauft nie nach Lust und Laune, sondern ist über Aktionen in den Geschäften informiert. Kostspielige Dinge wie Kleider bekommt sie häufig als Spende von der Winterhilfe. «Das anzunehmen, fällt mir bis heute schwer.»

Der Start ihrer Lehre hat die finanzielle Situation vor drei Jahren verschlimmert, da die Familie dadurch auf eine Kinderbetreuung angewiesen war, die trotz Subventionen das Budget belastet. Ihr Mann verdient als Velomechaniker 4000 Franken, sie bekam einen Lehrlingslohn von 700 Franken. Die beiden gehören damit zur wachsenden Gruppe der Working Poor, Menschen, die trotz Arbeit finanziell nicht über die Runden kommen.

Emma hat sich an die Situation gewöhnt. Sie brauche nicht viel, um glücklich zu sein, und das nimmt man ihr sofort ab. Eines tut ihr aber immer wieder weh: Kinderwünsche, die sie so gut wie nie erfüllen kann. Ein neues T-Shirt oder einmal in den Europa-Park? Liegt nicht drin. Essen in der Schulmensa? Nudel-

salat von zu Hause. Auch Einladungen zu Geburtstagen sind ein Problem, weil Emma ihren Kindern höchstens ein Fläschchen Seifenblasen und einen Bogen Sticker als Geschenk mitgeben kann – gewünscht werden aber Lego und Playmobil. «Da gehen wir dann halt oft gar nicht hin.»

Die Kinder spüren die Belastung der Eltern. Als die 14-Jährige vor kurzem mit einer Einladung zum Konfirmationslager nach Hause kam, das über 300 Franken kosten soll, sagte sie: «Keine Sorge, Mama, ich melde mich dann einfach krank.»

Von Bekannten des Diebstahls verdächtigt

Auch wenn die Familie zusammenhält, Freundschaften seien mehrere zerbrochen, weil man halt nicht mithalten könne. «Viele sind nicht bereit, mit uns bei kühlem Wetter ein Picknick zu machen, wenn man auch im Restaurant essen kann», sagt Emma. «Ich kann das ja sogar irgendwie verstehen.» Einmal habe eine Bekannte sogar befürchtet, sie würde Lebensmittel stehlen.

Mit dem neuen Job werde sich die Situation noch nicht spürbar entspannen, sagt Emma. Durch das zweite Einkommen sinken die Beiträge an Kinderbetreuung und Krankenkasse. «Für mich lohnt es sich finanziell eigentlich gar nicht, zu arbeiten.» Aber sie will. Und noch viel mehr. Bald wird sie die Berufsmatur in Angriff nehmen, später möchte sie berufsbegleitend studieren. «Ich will jemand sein.»

Sie legt die Lebensmittel an der Kasse aufs Band: 27.95 Franken. An diesem Tag noch viel Geld für Emma.

Cramer und Engelberger landen im Bach

Schifferstechen Beim traditionellen Promistechen schieden die beiden Regierungsräte rasch aus.

Lanze gegen Lanze, bis einer fällt: Wie früher die Ritter massen sich Aktive und Prominente am traditionellen Schifferstechen auf dem Rhein. Anders als im Mittelalter sitzen die Teilnehmer hier nicht auf Pferden, sondern stehen auf Booten. Und ein weiteres entscheidendes Detail ist anders: Die Lanzen sind nicht spitzig, sondern stumpf. Mit ihnen gilt es, den Gegner ins Wasser zu schubsen.

Wer zuerst im Wasser landet, verliert. So erging es am Samstagmittag den Regierungsräten Conradin Cramer und Lukas Engelberger. Die beiden Politiker waren Teil des Promistechens an dem von der Zunft zu Schifferleuten organisierten Anlass. Vor launigem Publikum schieden beide in der ersten Runde aus.

Erstmals starteten beim Promistechen auch Frauen. «Ich habe sechs bis sieben Jahre darauf hingearbeitet, dass wir das machen können», sagt Chris Eberle, OK-Präsident des Schifferstechens. «Wir haben zwei starke Frauen mit dabei. Sie haben sich wie alle anderen am Probestechen vom Donnerstag sehr engagiert. Der Ehrgeiz ist gross.»

Eigentlich hätte Esther Keller mit im Teilnehmerfeld stehen sollen. Die Vorsteherin des Bau- und Verkehrsdepartements (BVD) fiel aber krankheitsbedingt aus. So machten Bürgerratspräsidentin Fabienne Beyerle und Tanja Oehl von der Schneiderzunft das Duell unter sich aus. Nach zwei Durchgängen konnte sich Oehl als Siegerin feiern lassen.

«Die grösste Herausforderung beim Stechen ist, dass man einen guten Stand hat. Dass man Stabilität hat, in dem Moment, in dem man sticht», erklärt OK-Präsident Eberle. «Da ist die Lanze, die fünf, sechs Meter lang ist, und dann die Stabilität vom Schiff, die abhängig von den Ruderern ist. Wenn man einen stabilen Stand hat, dann gewinnt man.»

Pokal geht nach Bern

Den stabilsten Stand bewiesen hat letztendlich Christoph Bütikofer, Mitglied der Geschäftsleitung bei der Bank CIC. Im Final schlug er Oskar Elias, CEO der Stamm Bau AG. Bei den Aktiven konnte indes kein Basler ganz vorne mitstechen. Im Final kämpften Vorjahressieger Pascal Neuenschwander vom Zürcher Limmatclub, Tinu Seiler, OK-Präsident des Berner Schifferstechens, und der Berner «Chemp» Oli Aebi. Ganze sechsmal traten Seiler und Aebi gegeneinander an und sorgten für viel Spannung. «Erst als die Kräfte bei beiden langsam nachliessen, konnte sich Oli Aebi doch noch durchsetzen», schildert Eberle. Damit geht der Pokal des Basler Schifferstechens für drei Jahre nach Bern.

Eberle freut sich über einen gelungenen Anlass. «Seit 2009 führen wir das Schifferstechen zusammen mit den Birsfelder Wasserfahrern durch. Es ist eine tolle Partnerschaft.» An der Pandemie ging der Event derweil schadlos vorbei: Er findet nur alle drei Jahre statt – die letzte Ausgabe 2019, im letzten Jahr vor der Pandemie.

Isabelle Thommen